Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 255. Bromberg, den 14. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(9. Fortsetzung.

Der Mosso denkt einen Augenblick heftig nach: „Sag' mal, Don Leon, wenn ich dir eine langweilige Geschichte erzähle, wirst du mir zuhören?"

„No, Alfonso!"

„Aber wenn ich dir eine furchtbar schöne Geschichte erzähle, die dich freut, wirst du mir dann zuhören?"

„Si, sie, Alfonso!"

„Caracho, aber woher willst du wissen, daß sie wahr ist, und daß du sie glauben darfst? Wenn sie dir gefällt, dann gefällt sie dir, auch wenn du sie nicht glaubst. Die Gauchos haben sich gewaltig gefreut, und meine Geschichten haben ihnen ausgezeichnet gefallen."

„Auch ein Standpunkt, weiß der Himmel, und gar kein schlechter obendrein. Ich bedauere lebhaft, daß ich kein Professor bin sonst würde ich ein Buch schreiben über die Lebensphilosophie der zahmen Indianer.

„Haben dich die Bolivianos gefragt, was ich hier will?"

„Si, si, Don Leon."

„Und was hast du ihnen geantwortet?"

„Er schießt wilde Viecher und sucht die Indios bravos."

„Und dann?"

„Dann haben sie gemeint: Caracho, er ist verrückt, wie Don Federico. Sind denn die Deutschen alle verrückt?"

Jetzt wird es interessant. Nun bin ich bloß gespannt, was der gute Mosso darauf gewußt hat. „So, so, das haben sie gemeint. Na und du, was hast du darauf geantwortet?"

„Ich habe das gesagt, Don Leon, was du selber einmal gesagt hast: Die Deutschen, die in der Pampa herumlaufen, sind nicht verrückt, aber die anderen, die daheim in den großen Steinhäusern den ganzen Tag auf einem Stuhl sitzen, die sind verrückt."

„Alfonso, du kannst so bleiben, wie du bist. Du bist eine Zierde deines Geschlecht."

„Si, si, Don Leon!"

Zwei Tage sind wir unterwegs und von morgens bis abends geritten, vom Lago Rocaguado nirgends eine Spur. Das Gras der Pampa wächst üppig und hoch und reicht uns stellenweise zu Fuß über den Kopf. Der Bestand an Tieren aller Art nimmt auffallend zu, und ihr gänzlicher Mangel an Scheu beweist, daß ihnen der Mensch fremd ist. Gamas, eine Gemsenart, ziehen lächerlich nahe vorüber; Hirsche stehen friedlich in zehn Meter Entfernung und äugen uns verwundert an, und die Anta nimmt überhaupt keine Notiz von uns und rennt in schnurgerader Fahrt direkt an den Pferden vorüber. Man tötet hier nur, was man zum Leben braucht; die Jagd macht kein Vergnügen, bei der jedes Kind einen Hirsch schießen kann. Ein Beispiel möge beweisen, wie wörtlich diese Redensart zu nehmen ist. Im Laufe des zweiten Tages zeigt der Mosso plötzlich auf eine Schar Strauße, die weit drin in der Pampa stehen. Ich will sie einmal laufen sehen und jage mit Visier zweihundert ein paar Kugeln in ihre Nähe. Abends schieße ich auf einen Hirsch, zum Essen. Er reckt den Kopf übers Gras und rührt sich nicht vom Fleck. Ich schieße ein zweites Mal — keine Bewegung! Caracho, bist du denn ausgestopft! Da fällt mir ein, daß ich mein Visier zurückzustellen vergessen hatte. Ich hole es nach und schieße das drittemal. Lautlos bricht er zusammen auf zwölf Schritte! — Leider gibt sich auch das Volk der Giftschlangen in dieser stillen Gegend ein Stelldichein, kleine und große und vor allem eine Menge Klapperschlangen. Aber das muß man eben mit in Kauf nehmen und ein wenig darauf achten. Sorge bereitet uns nur der Gedanke, wir könnten den Lago nicht finden.

„Morgen muß er kommen!" meint Alfonso.

„Was heißt: Muß! Wenn er nicht mag, mag er nicht."

Bis tief in den Nachmittag des dritten Tages hinein schauen wir uns die Augen nach ihm aus. Zwei Stunden vor Einbruch der Nacht satteln wir an seinem Ufer ab. Lago Rocaguado, der sagenhafte See, das Reich der schwirrenden Pfeile!

Tausende und aber Tausende von Stangen-, Löffel- und Silberreihern, unter die sich rosaleuchtende Flamingos und, sie an Größe überragend, Riesenstörche mit schwarz-weißrotem Halsband mischen, ziehen sich wie ein Gürtel aus schillernden Farben an seinem Ufer hin, und weiß wie Schnee schimmern weithin die Riesenblüten der Victoria regia. Das Wasser ist klar wie Kristall und seicht, und der Boden des Sees senkt sich ganz allmählich in gleichmäßigem Abfall zur Tiefe. Außer großen Delphinen, die sich an der Oberfläche tummeln, ist seltsamerweise nirgends auch nur ein einziger Fisch zu finden, weder ein kleiner noch ein großer. Auch die Kaimans, ohne die sonst kein Wasser zu denken ist, fehlen gänzlich. Und sollen doch gerade hier in einer Größe vertreten sein, wie man es sich kaum vorstellen kann. Ungeheuer scheint nur der See zu sein, dessen weltvergessenen Schlummer die Palmen hüten. Fern im Süden trennt ein dunstiger Strich Himmel und Wasser. Ich muß an Don Federico denken: Wer hier eine Hütte baut, hat mit dem Leben abgeschlossen. Wo mag sie stehen? Ich will den ganzen See umreiten, gleichgültig, wie lange es dauert, und wenn sie wirklich da ist, wird sie mir nicht entgehen. In aller Frühe brechen wir auf und streben längs des Ufers genau nach Süden.

„Schick' Togo und Tigre voraus, Don Leon!"

„Wegen der Indianer?"

„Si, si, das Gras ist zu hoch, wir sehen sie nicht."

„Wir reiten doch und haben eine freie Aussicht, und Wind geht auch keiner, man sieht ja den Halm, wenn er sich bewegt."

Der Mosso schüttelte den Kopf: „No, no, er wird sich erst bewegen, wenn wir vorbei sind. Du kennst die Indios bravos nicht, sie sind anders wie die barbaros."

„Drum will ich sie ja gerade kennenlernen."

„Das wirst du vielleicht auch noch, aber nicht hier."

„Warum nicht?"

„Weil Don Federico hier gewesen ist mit seinen Hunden. Sie schicken uns genau so aus dem Hinterhalt ihre Pfeile, und wir werden sie ebensowenig sehen wie er."

Der Mosso ist ein erfahrener Waldläufer, ein furchtloser, schneidiger Kerl, und was er sagt, hat Hand und Fuß und leuchtet mir ein. Ich befolge seinen Rat und lasse die Hunde voraus revieren. Wir reiten ein flottes Tempo, und das Gespräch verstummt. Unermeßlich dehnt sich das Land im blauen Frieden des Morgens. Und doch, der Geist nimmt diesen Frieden nicht auf. Unheimlich schlummert im Unterbewußtsein eine dunkle Ahnung, daß er trügt, und der Gedanke: du bist im Reich der schwirrenden Pfeile, huscht neben unserem Weg wie ein Schatten. Unstet fliegt das Auge nach allen Seiten, das Ohr lauscht fieberhaft jedem Geräusch, und die Nerven sind gespannt. Schweigsam rieseln die Stunden aus der Sanduhr der Zeit; die Stille wächst

berghoch an und lastet schwer auf uns und stürzt zusammen mit einem Male. Die Halme vor uns rauschen, leise zittert der Boden. Eine Herde wilden Viehs braust an uns vorüber, voraus die Stiere. Wohl an drei- bis vierhundert Stück, rote und gelbe, auch scheckige darunter mit breit ausladenden Hörnern. Die ersten, die ich zu Gesicht bekomme. Unwillkürlich verhalte ich mein Pferd und vergesse, in den Anblick dieses prächtigen Bildes versunken, ganz, wo wir sind. Der Mosso erinnert mich wieder daran. Er achtet mit keinem Blick der Tiere und späht mit heruntergezogenen Brauen scharf in die Richtung, aus der sie gekommen.

„Hast du was entdeckt?“

„No, no, Don Leon.“

„Was guckst du dann so?“

„Sie sind vor etwas auf der Flucht.“

„Natürlich, vor uns.“

„No, dann wären sie seitlich oder nach vorn davon, aber nicht nach rückwärts an uns vorbei.“

„Meinst du wirklich?“

„Si, si, Don Leon.“

Diesmal hat er sich aber doch getäuscht, mein Freund, der Mosso, und seine Sorge war unbegründet. Wir sind schon über eine Viertelstunde wieder unterwegs, ohne daß sich irgendetwas Verdächtiges gezeigt hätte. Wenn je, wie er anzunehmen scheint, Indios in der Nähe waren, so können sie uns jetzt nichts mehr anhaben. Zu unserer beiderseitigen Beruhigung will ich es ihm sagen; da fesselt mich eine sonderbare Erscheinung in der Luft. Vom Süden her schiebt sich eine Wolke über den See herauf und kommt mit Windeseile näher. Madre de Dios, lauter schwarze Enten in der Größe unserer heimischen Gänse, der ganze Himmel ist bedeckt. In schrägem Schuß fallen die vordersten bis dicht aus Wasser, die nachfolgenden jagen über sie hin, senken sich selbst, und schon schießen die hintersten wieder über sie hinweg. So geht es fort in wechselvollem Spiel, ein Fliegen und Flattern, ein wiegendes Wogen ohne Ende. Die müssen sicher gut schmecken, und bis zum Ufer ist es nicht weit: „Du, wir wollen — — —“

Der Satz bleibt unvollendet; die Hand des Mosso faßt mich blitzschnell ums Genick und reißt mir den Kopf bis zum Hals des Pferdes herunter: „Ducken! Galopp!“

Instinktiv gehorche ich. Ein lautes Schwirren, und schräg vor uns sausen mehrere Pfeile in den Boden. Wir reiten, den Oberkörper wagrecht, Karriere, dann normalen Galopp, und nach einem reichlichen Kilometer warten wir auf die weiße Bestie, die ein Stück hintennach hängt.

„Pudra de madre! Diese verdammten Hunde, sie waren keine sechzig Schritte hinter uns.“

„Ja, sag' mir bloß, wie ist denn das eigentlich alles gewesen?“

„Seit den Stieren, Don Leon, habe ich gewußt, daß Indios in der Pampa sind und habe immer von Zeit zu Zeit zurück geschaut, das letztemal bei den Enten. Da habe ich gesehen — Caramba, der Zufall ist oft ein guter Freund —, wie sich über das Gras die schwarze Spitze eines Bogens schiebt. Das Übrige weißt du ja.“

„Caracho die mierda!“

Im gewöhnlichen Alltag ist eine Lebensrettung eine große Sache, in der Wildnis nicht. Da steht man füreinander ein, wie für sich selber. Heute trifft es den einen, morgen den anderen, es gleicht sich immer aus. Man macht kein Aufhebens davon und sagt: Caracho die mierda, und das ist soviel wert, wie die längste Dankesrede.

Nach elfstündigem Ritt finden wir an der Südspitze des Lago Rocaguado Don Federicos Hütte. Er selbst ist nicht anwesend, aber die Zeichen sprechen dafür, daß er die Hütte bewohnt. Er hat sie in landesüblicher Art aus dünnen Bambusstämmen erbaut. Ein schmaler offener Spalt ersetzt die Tür, und ein Dach aus Palmblättern schützt gegen den Regen. Wir machen es uns in ihr bequem und freuen uns schon auf das überraschte Gesicht, mit dem er uns bei seiner Heimkehr empfangen wird. Auf einem abgeschnittenen Baumstamm, der als Tisch dient, bauscht sich ein Bündel Reiherfedern. Eine Ecke des Raumes nimmt sein Lager ein, getrocknetes Gras mit einem darüber gebreiteten Tigerfell. Und dann liegen noch ein paar Kalebassen am Boden. Damit ist die Einrichtung dieses spartanischen Haushaltes erschöpft. Der Pack Indianerpfeile, der an der Wand lehnt, war ja ursprünglich als nicht hierher gehörig gedacht. Bis spät in die Nacht harren wir auf Don Federicos Rückkunft. Abwechselnd treten der Mosso und ich vors Haus und horchen. Umsonst. Schließlich geben wir es auf und legen uns schlafen. Togo und Tigre halten im Freien Wache. Der nächste Tag und die nächste Nacht vergehen, kein Don Frederico läßt sich sehen. Einen Tag will ich noch zugeben, dann reiten wir, und zwar so lange, bis wir bei einem wilden Indianerstamm gelandet sind.

Einen halben Kilometer vom Hause entfernt, gegen das Land zu geschützt, ist unser Badeplatz. Wir gehen zweimal täglich dorthin und schwimmen im See, heute nachmittag zum letzten Male. Auf dem Heimweg finden wir im Sand plötzlich ein zugestutztes Stückchen Feder.

„Caracho, jetzt sind diese verdammten Hunde auch hier!“ flucht der Mosso während ich mich bücke und den Fund betrachte. Er stammt von einem langen Pfeil. Am Morgen war die Feder noch nicht da, und es ist ausgeschlossen, daß wir sie übersehen hätten. So ein roter Klecks fällt schon von weitem auf, selbst wenn man mit weniger offenen Augen durch die Gegend geht, wie wir es zu tun pflegen. Wie schon erwähnt, ist unser Badeplatz von der Pampa nicht einzusehen, er bietet aber eine glänzende Aussicht aufs Haus.

„Alfonso, die Schufte haben spioniert und führen etwas im Schilde.“

„Si, si, wir müssen auf der Hut sein.“

„Was machen wir bloß mit Amigo und den Mulas?“

„Die lassen wir in der Pampa. Sie kennen keine Pferde und haben genau so Angst vor ihnen wie vor den Hunden.“

„Was, die kennen keine Pferde? Das gibt es doch nicht!“

„Don Federico hat keine, und sonst kommt nie ein Mensch in die Gegend. Wie sollen sie etwas kennen, was sie noch nie gesehen haben?“

„Hältst du es für möglich, daß sie uns nachts im Haus überfallen?“

„No, wegen der Hunde nicht. Aber sie werden in der Nähe sein und auf uns schießen, wenn wir die Hütte am Morgen verlassen.“

„Dann müssen wir die Nacht im Freien zubringen.“

„Das ist viel gefährlicher. Wir müssen es so machen: Wir gehen jetzt nach der anderen Seite des Sees. Kurz vor Einbruch der Nacht fangen wir die Pferde und binden sie so weit von uns weg am Ufer an, daß wir es noch hören, wenn sie unruhig werden. Wenn es ganz dunkel ist, schleichen wir ins Haus und brechen vor dem Morgengrauen auf, dann sehen sie uns nicht.“

„Gut, machen wir es so!“

Wie zwei Gefangene sitzen wir am Ufer und starren unentwegt auf die Pampa. Vor uns liegt eine ovale mit niederem frischen Gras bedeckte sumpfige Fläche. Hier kommt niemand durch. Aber dahinter ragt über Mannshöhe das Schilf. Was in ihm vorgeht, entzieht sich jeglicher Beobachtung. Wir können nur darauf achten, ob sich die Spitzen des Rohres bewegen. Die Stunden schleichen wie träge Schlangen; das einzige, was wir feststellen, ist, daß Amigo und die beiden Mulas gegen Abend beim Sumpf zum Grasen erscheinen. Leichter können sie es uns gar nicht machen. Wir fangen sie sofort mit den Lassos ein und binden sie an und warten auf unsere Stunde. Der Glanz des Tages verweht, bleigrau färbt sich der See, dann rauschen die Schwingen der Nacht über uns und hüllen das Land in tiefe Finsternis.

„Willst du Amigo führen, Don Leon, dann folge ich mit den Mulas?“

Ich nehme das Pferd und taste mich mit den Füßen am Ufer entlang. Man sieht nicht die Hand vor den Augen, aber ich habe mir den Weg genau eingeprägt. Sobald ich mich in der Nähe des Hauses wähne, halte ich.

„Die Hütte kann nicht mehr weit sein, wir wollen die Tiere anbinden. Wenn's nicht stimmt, müssen wir halt noch einmal zurück.“

„Caramba, Don Leon, du wirst sie doch nicht hier anbinden wollen!“

„Natürlich, wo denn sonst?“

„Auf der anderen Seite.“

„Mensch, bist du überschnappt, auf der anderen Seite waren doch die Indios!“

„Aber heute nacht werden sie hier sein.“

„Wieso? Haben sie es dir vielleicht gesagt?“

„No, Don Leon.“

„Na also, woher willst du es dann wissen! Sie haben doch gar keinen Grund, plötzlich von der Seite zu kommen. Der andere Platz ist doch viel günstiger für sie.“

„Bei Tage, Don Leon, aber nicht bei Nacht.“

„Red' keinen Unsinn, die Pferde werden hier angebunden!“

Der Mosso erwidert darauf nichts mehr. In der Hütte fängt er zu jammern an: „Caramba, caramba, das schöne Pferd und meine braune Mula! Und die weiße Bestie, o, es wird eine böse Geschichte. Caramba, das schöne Pferd!“

Ich stelle mich taub und lasse ihn reden. Es hilft nichts, immer wieder fängt er von vorn an und scheint todunglücklich zu sein. Schließlich tut er mir leid, und ich versuche ihn zu trösten: „Es wird schon nicht so schlimm werden, Alfonso, schlaf jetzt, wir müssen zeitig fort.“

Aber er schließt kein Auge. Später verläßt er sogar die Hütte und bleibt über eine Stunde aus. Bei seiner Rückkunft frage ich ihn: „Ist etwas vorgefallen?“

„No, no, Don Leon.“

„Dann schlaf doch!“

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(10. Fortsetzung.)

10.

O wenn die Nacht des Grames dich umschlinget,
Mit schwerem Leid dein wundes Herz oft ringet,
Wenn nur der Stern, der nach der Sonne stehet,
Der Liebe Stern in dir nicht untergehet.

P. Conz.

Georg fühlte sich leichter, als er auf seinem Zimmer über das Vorgefallene nachdachte. Jetzt war ja entschieden, was zu entscheiden er so lange gezögert hatte, entschieden auf eine Weise, wie er sie besser nicht hätte wünschen können. So hatte er jetzt einen guten Grund, das Heer sogleich zu verlassen, und der Oberst-Feldleutnant mußte die Schuld sich selbst beimessen.

Wie schnell hatte sich doch alles in den vier Tagen gewendet; wie verschieden waren die Gesinnungen, mit denen er in diese Stadt einzog, von denen, die ihn aus ihren Mauern hinaustrieben! Damals, als der Donner der Geschütze, der feierliche Klang aller Glocken, die lockenden Töne der Trompeten ihn begrüßten, wie schlug da sein Herz dem Kampf entgegen, um Marien zu verdienen! Und als er das erste Mal vor jenen Frondsberg geführt wurde, wie erhebend war der Gedanke, unter den Augen dieses Mannes zu streiten, aus seinem Munde sich Ruhm zu erwerben! — Und wie erkaltete bald darauf sein Eifer, als der Bund in seinen Augen jenen Glanz verlor, mit welchem ihn seine jugendliche Phantasie umgeben hatte; wie schämte er sich, sein Schwert für die zu ziehen, die, nur von Eigennutz und Habgier getrieben, das schöne Land sich zur Beute ausersehen hatten! Wie schrecklich war ihm der Gedanke, Marie und die Ihrigen auf der feindlichen Seite zu wissen, treuergeben dem unglücklichen Fürsten, den auch er aus seinen Grenzen jagen helfen sollte! Um eine solche Sache sollte er jenes teure Herz brechen, das unter jedem Wechsel treu für ihn schlug? „Nein! du hast es wohl mit mir gemeint", sprach er, indem sein Auge dem Strahl der Abendsonne, der durch die runden Scheiben hereinfiel, hinauf zu dem blauen Himmel folgte; „du hast es wohl mit mir gemeint; was jedem andern, der heute an meiner Stelle stand, zum Verderben gewesen wäre, hast du für mich zum Heil gelenkt!" Jene Heiterkeit, die, seit er wußte, wie furchtbar sich das Geschick zwischen ihn und die Geliebte stellte, einem trüben Ernst gewichen war, kehrte wieder auf seine Stirne, um seinen Mund zurück; er sang sich ein frohes Lied, wie in seinen frohesten Augenblicken. —

Erstaunt betrachtete ihn der eintretende Herr von Kraft. „Nun, das ist doch sonderbar", sagte er; „ich eile nach Haus, um meinen Gast in seinem gerechten Schmerz zu trösten, und finde ihn so fröhlich wie nie; wie reime ich das zusammen?"

„Habt Ihr noch nie gehört, Herr Dieterich", entgegnete Georg, der für geratener hielt, seine Fröhlichkeit zu verbergen, „habt Ihr nie gehört, daß man auch aus Zorn lachen und im Schmerz singen kann?"

„Gehört hab' ich es schon, aber gesehen nie bis zu diesem Augenblick", antwortete Kraft.

„Nun, und Ihr habt also auch schon von der verdrießlichen Geschichte gehört?" fragte Georg. „Man erzählt es sich gewiß schon auf allen Straßen?"

„O nein", antwortete der Ratsschreiber, „man weiß nirgends etwas davon, man hätte ja zugleich Eure geheime Sendung nach Württemberg damit ausposaunen müssen. Nein! Ich habe, Gott sei Dank, so meine eigenen Quellen und erfahre manches noch in der Stunde, wo es getan oder gesprochen wurde. Aber nehmt mir's nicht übel, Ihr habt da einen dummen Streich gemacht!"

„So," antwortete Georg lächelnd, „und warum denn?"

„Bot sich Euch nicht die schönste Gelegenheit, Euch auszuzeichnen? Wem wären die Bundesobersten mehr Dank schuldig als —"

„Sagt es nur heraus", unterbrach ihn Georg — „als dem Kundschafter in des Feindes Rücken. Es ist nur schade, daß mein Vater und die Ehre meines Namens mich vor, und nicht hinter den Feind bestimmt haben, es sei denn, daß er vor mir fliehe."

„Dies sind Bedenklichkeiten, die ich nicht bei Euch gesucht hätte. Wahrlich, wenn ich so bekannt in jener Gegend wäre wie Ihr, man hätte es mir nicht zweimal sagen dürfen."

„Ihr habt hierzuland vielleicht andere Grundsätze über diesen Punkt", sagte Georg nicht ohne Spott, „als wir in unserem Franken, das hätte Truchseß von Waldenburg bedenken und einen Ulmer schicken sollen."

„Ihr bringt mich da eben recht noch auf etwas anderes. Der Oberstfeldleutnant! Wie habt Ihr ihn Euch so zum Feinde machen mögen? denn daß dieser Euch das Geschehene in seinem Leben nicht verzeiht, dürft Ihr gewiß sein."

„Das ist mein geringster Kummer", antwortete Georg, „aber eines tut mir weh, daß ich den Übermütigen, der schon meinem Vater Böses getan, wo er konnte, nicht vor meine Klinge stellen und ihm zeigen kann, daß der Arm nicht so ganz zu verachten ist, den er heute von sich gestoßen hat."

„Um Gottes willen," fiel Kraft ein, „sprecht nicht so laut, er könnte es hören. Überhaupt müßt Ihr Euch sehr zusammennehmen, wenn Ihr ferner im Heere unter ihm dienen wollt."

„Ich will den Herrn Truchseß von meinem verhaßten Anblick bald befreien. So Gott will, habe ich die Sonne zum letztenmal in Ulm untergehen sehen!"

„So wäre es wahr," fragte Herr von Kraft mit Staunen, „was man noch dazusetzte und was ich nicht glauben konnte: Georg von Sturmfeder will wegen dieser Kleinigkeit unsere gute Sache verlassen?"

„Verletzung der Ehre ist nirgend eine Kleinigkeit," antwortete Georg ernst, „am wenigsten bei einem Stand wie der unsrige. Was aber Eure gute Sache betrifft, so habe ich nachgerade eingesehen, daß ich weder für eine gute Sache, noch für eine gute Meinung, sondern für ein paar große Herren und für ein paar Mauern voll Spießbürger mich schlagen sollte."

Der unangenehme Eindruck, den besonders die letzten Worte auf den Ratsschreiber machten, entging ihm nicht, er fuhr daher, indem er seine Hand ergriff und drückte, ruhiger fort: „Nehmt mir meine scharfen Worte nicht übel, mein freundlicher Wirt, weiß Gott, ich habe Euch nicht damit beleidigen wollen. Aber aus Eurem eigenen Munde habe ich die Gesinnungen und Zwecke der verschiedenen Parteien in diesem Heere erfahren. Schreibt es Euch selbst zu, wenn ich meinen eigenen Weg einschlage, da Ihr mir die Binde von den Augen genommen habt."

„Ihr habt so unrecht gerade nicht, guter Junker. Es wird bunt hergehen, wenn die Herren erst das schöne Land da drüben unter sich teilen. Aber da habe ich gedacht, es geht ja in einem hin, Ihr könntet Euch auch Euer Scherflein dabei verdienen. Man sagt, Ihr dürft es mir aber nicht übelnehmen, Euer Haus sei etwas herabgekommen, da meinte ich —"

„Nichts davon!" fiel Georg rasch ein, gerührt von der Gutmütigkeit seines Gastfreundes. „Das Haus meiner Väter zerfällt, unsere Tore hängen an gebrochenen Angeln, auf der Zugbrücke wächst Moos, und auf dem hohen Wartturm hausen Eulen. In fünfzig Jahren steht vielleicht noch ein Turm oder ein Mäuerchen und erinnert den Wanderer, daß hier einst ein ritterliches Geschlecht hauste. Aber wenn auch die morschen Mauern über mir zusammenstürzen und den Letzten meines Stammes unter ihren Trümmern begraben, niemand soll von mir sagen: Ich habe für unrechtes Gut das Schwert meines Vaters gezogen."

„Jeder nach seiner Weise", antwortete Dieterich, „es klingt dies alles recht schön; aber ich für meinen Teil würde mir schon etwas gefallen lassen, um mein Haus anständig und wohnlich wiederherzustellen. — Möget Ihr übrigens Euren Entschluß ändern oder nicht, auf jeden Fall hoffe ich, werdet Ihr es Euch noch einige Tage bei mir gefallen lassen."

„Ich erkenne Eure Güte", antwortete Georg; „aber Ihr seht, daß ich unter den gegenwärtigen Umständen nichts mehr in dieser Stadt zu tun habe. Ich gedenke mit Anbruch des Morgens zu reiten."

„Nun, und kann man Euch Grüße mitgeben?" fragte der Ratsschreiber mit überaus schlauem Lächeln. „Ihr reitet doch den nächsten Weg nach Lichtenstein?"

Der junge Mann errötete bis in die Stirne hinauf. Es war zwischen ihm und seinem Gastfreund seit Mariens Abreise dieser Gegenstand noch nicht zur Sprache gekommen; um so mehr überraschte ihn jetzt die schlaue Frage seines Gastfreundes. „Ich sehe", sagte er, „daß Ihr mich noch immer falsch verstehet. Ihr glaubet, ich habe dem Bunde nur deswegen den Rücken zugewandt, um mich an die Feinde anzuschließen? Wie möget Ihr nur so schlimm von mir denken!"

„Ach, geht mir doch!" entgegnete der kluge Ratsschreiber. „Niemand anderes als mein reizendes Bäschen hat Euch von uns abwendig gemacht. Ihr hättet wohl zu allem, was der Bund getan, ein Auge zugedrückt, wenn der alte Lichtenstein auch mitgemacht hätte. Nun er auf der anderen Seite steht, glaubt Ihr auch schnell umsatteln zu müssen!"

Georg mochte sich verteidigen, wie er wollte, der Ratsschreiber war zu fest von seiner Klugheit überzeugt, als daß er sich diese Meinung hätte ausreden lassen. Er fand diesen Schritt auch ganz natürlich und sah nichts Böses oder Unehrliches darin. Mit einem herzlichen Gruß an die Base

in Lichtenstein verließ er das Zimmer seines Gastes. Doch auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um. „Fast hätte ich das Wichtigste vergessen," sagte er, „ich begegnete Georg von Frondsberg auf der Straße. Er läßt Euch bitten, heute abend noch zu ihm in sein Haus zu kommen."

Georg hatte sich zwar selbst vorgestellt, daß ihn Frondsberg nicht ohne Abschied werde ziehen lassen, und doch war ihm bange vor dem Anblick dieses Mannes, der es so gut mit ihm gemimt, und dessen freundliche Pläne er so schnell durchkreuzt hatte. Er schnallte unter den Gedanken an diesen schweren Gang sein Schwert um und wollte eben seinen Mantel zurecht legen, als ein sonderbares Geräusch von der Treppe her seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Schwere Tritte vieler Menschen näherten sich seiner Türe, er glaubte Schwerter und Hellebarden auf dem Estrich seines Vorsaales klirren zu hören. Er machte schnell einige Schritte gegen die Türe, um sich von dem Grund seiner Vermutung zu überzeugen.

Aber noch ehe er die Türe erreicht hatte, ging diese auf. Das matte Licht einiger Kerzen ließ ihn mehrere bewaffnete Kriegsknechte sehen, die seine Tür umstellt hatten. Jener alte Kriegsmann, der ihn heute vor dem Kriegsrat empfangen hatte, trat aus ihrer Mitte hervor.

„Georg von Sturmfeder!" sprach er zu dem Jüngling, der mit Staunen zurücktrat, „ich nehme Euch auf Befehl eines hohen Bundesrates gefangen."

„Mich? Gefangen?" rief Georg mit Schrecken. „Warum? Wessen beschuldigt man mich denn?"

„Das ist nicht meine Sache," antwortete der Alte mürrisch, „doch wird man Euch vermutlich nicht lange in Ungewißheit lassen. Jetzt aber seid so gut und reicht mir Euer Schwert und folget mir auf das Rathaus."

„Wie? Euch soll ich mein Schwert geben?" entgegnete der junge Mann mit dem Zorn beleidigten Stolzes. „Wer seid Ihr, daß Ihr mir meine Waffen abfordern könnet? Da muß der Rat ganz andere Leute schicken als Euch, so viel verstehe ich auch von Eurem Handwerk!"

„Um Gottes willen, gebt doch nach," rief der Ratsschreiber, der sich bleich und verstört an seine Seite gedrängt hatte. „Gebt nach! Widerstand kann Euch wenig nützen. Ihr habt es mit dem Truchseß zu tun," flüsterte er heimlicher. „Das ist ein böser Feind, bringt ihn nicht noch ärger gegen Euch auf."

Der alte Kriegsmann unterbrach die Einflüsterungen des Ratsschreibers. „Es ist wahrscheinlich das erste Mal, Junker," sagte er, „daß Ihr in Haft genommen werdet, deswegen verzeihe ich Euch gern die unziemlichen Worte gegen einen Mann, der oft in einem Zelt mit Eurem Vater schlief. Euer Schwert möget Ihr auch immerhin behalten. Ich kenne diesen Griff und diese Scheide und habe den Stahl, den sie verschließt, manchen rühmlichen Kampf ausfechten sehen. Es ist löblich, daß Ihr viel darauf haltet und es nicht in jede Hand kommen lassen möget. Aber aufs Rathaus müßt Ihr mit, denn es wäre töricht, wenn Ihr der Gewalt Trotz bieten wolltet."

Der Jüngling, dem alles wie ein Traum erschien, ergab sich schweigend in sein Schicksal, er trug dem Ratsschreiber heimlich auf, zu Frondsberg zu gehen und diesen von seiner Gefangenschaft zu unterrichten. Er wickelte sich tiefer in seinen Mantel, um auf der Straße bei diesem unangenehmen Gang nicht erkannt zu werden, und folgte dem ergrauten Führer und seinen Landsknechten.

11.

Die Eisentür geht auf, des Kerkers schwarze Wand
Erhellt ein blasser Schein, er höret jemand gehen
Und stemmt sich auf, und sieht —

Wieland.

Der Trupp, den Gefangenen in der Mitte, bewegte sich schweigend dem Rathaus zu. Nur eine einzige Fackel leuchtete ihnen voran, und Georg dankte dem Himmel, daß sie nur sparsame Helle verbreitete. Denn er glaubte, alle Menschen, die ihm begegneten, müßten es ihm ansehen, daß er ins Gefängnis geführt werde. Nächst diesem beschäftigte ihn unterwegs vorzüglich ein Gedanke: Es war das erstemal in seinem Leben, daß er in ein Gefängnis geführt wurde, er dachte daher nicht ohne Grauen an einen feuchten, unreinlichen Kerker. Das Burgverließ in seinem alten Schlosse, das er als Knabe einmal besucht hatte, kam ihm immer vor das Auge. Er war einigemal im Begriff, seinen Führer darüber zu befragen, doch drängte der Gedanke, man möchte es für kindische Furcht ansehen, seine Frage immer wieder zurück.

Nicht wenig war er daher überrascht, als man ihn in ein geräumiges, schönes Zimmer führte, das zwar nicht sehr wohnlich aussah, denn es enthielt nur eine leere Bettstelle und einen ungeheuern Kamin, aber in Vergleichung mit den Bildern seiner Phantasie eher einem Prunkgemach als einem Gefängnis glich. Der alte Kriegsmann wünschte dem Gefangenen gute Nacht, und zog sich mit seinen Knechten zurück. Ein kleiner, hagerer, ältlicher Mann trat ein. Der große Schlüsselbund, welcher an seiner Seite hing und jeden seiner Schritte mit Kettengerassel bezeichnete, gab ihn als den Ratsdiener oder Schließer kund. Er legte schweigend einige große Scheite Holz in den Kamin, und bald loderte ein behagliches Feuer auf, das dem jungen Mann in der kalten Märznacht sehr zu statten kam. Auf die Bretter der breiten, leeren Bettstelle breitete der Schließer eine große, wollene Decke, und das erste Wort, das Georg aus seinem Munde hörte, war die freundliche Einladung an den Gefangenen, sich's bequem zu machen. Die harten Brettchen, nur mit einer dünnen Decke überlegt, mochten nun freilich nicht sehr einladend aussehen, doch lobte Georg die Bemühungen des Alten und sein Gefängnis.

„Das ist halt die Ritterhaft", belehrte ihn der Schließer. „Die für den gemeinen Mann ist unter der Erde und nicht so schön, doch ist sie dafür desto besuchter."

„Hier wohnte wohl seit langer Zeit niemand?" fragte Georg, indem er das öde Gemach musterte.

„Der letzte war vor sieben Jahren ein Herr von Berger, er ist in jenem Bett verschieden. Gott sei seiner armen Seele gnädig Es schien ihm aber hier zu gefallen, denn er ist schon in mancher Mitternacht aus seinem Grab heraufgestiegen, um sein altes Zimmer zu besuchen."

„Wie?" sagte Georg lächelnd, „hierher soll er sich nach seinem Tode bemüht haben?"

Der Schließer warf einen scheuen Blick in die Ecken des Zimmers, die, von dem unruhigen Flackern des Kaminfeuers kaum erhellt, sich bald vor, bald zurück zu drängen schienen. Er legte das Holz zurecht und brummte: „Man spricht so mancherlei."

„Und auf jener Decke ist er verschieden?" rief Georg, den bei allem jugendlichen Mut doch ein unwillkürlicher Schauder überlief.

„Ja, Herr!" flüsterte der Schließer leise, „dort auf jener Decke ist er abgefahren. Gott gebe, daß es nicht tiefer als ins Fegefeuer ging. Wir nennen deswegen die Decke nur das Leichentuch, das Zimmer aber heißt des Ritters Totenkammer!" Mit leisen Schritten, als fürchte er, durch jeden Laut den Toten zu erwecken, schlich er aus dem Gemach, desto vernehmlicher rauschten außen seine Schlüssel in dem Türschloß, als feierten sie seinen Triumph, einem greulichen Spuk entflohen zu sein.

„Also auf dem Leichentuch in des Ritters Totenkammer?" dachte Georg und fühlte, wie sein Herz lauter pochte. Man hatte zwar damals das menschliche Gemüt noch nicht wie in unsern Tagen durch eigene Gespenster- und Schauerbücher für das Grauenhafte empfänglich gemacht. Doch hatten Ammen und alte Knechte hinlänglich dafür gesorgt, den Geist des Junkers Georg mit diesem reichlich wuchernden Unkraut anzupflanzen.

Er war daher unschlüssig, ob er sich auf das Leichentuch legen sollte oder nicht? Aber er sah keinen Stuhl, keine Bank in der ganzen Totenkammer, der Boden, mit Backsteinen zierlich ausgelegt, war noch kälter als das kalte, feuchte Leichentuch. Er begann, sich dieser Untersuchungen, dieses Zögerns zu schämen, und bald nahm ihn das gastliche Lager des Verstorbenen auf.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Rundschau

*** An der verkehrten Stelle.** Der französische Dichter Balzac vernahm eines Nachts ein Geräusch in seinem Zimmer. Er blieb still, um zu hören, was es gäbe. Ein Einbrecher hatte sich an seinem Schreibtisch zu schaffen gemacht. Balzac zündete eine Kerze an und begann fürchterlich zu lachen. Der Einbrecher sah sich erschrocken um. „Sie wundern sich wohl, daß ich so schrecklich lache", meinte Balzac. „Dazu habe ich aber alle Ursache. Sie suchen bei mir im Dunkeln Geld, und ich gebe mir schon seit Jahren krampfhafte Mühe, welches im hellsten Sonnenschein zu entdecken." Der Einbrecher verschwand und kam nie wieder.

*

*** In der Hitze des Gefechts.** Sie krochen zu zweit unter dem Auto umher. „So", sagte der eine, „jetzt habe ich jedenfalls den Zylinder geölt." — „Hat sich was von wegen — prrfpff — Zylinder — prrfpff —, das war meine — prrfpff — Nase!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.